



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 1

Anzeigenpreis: Die einspaltige Zeile 20 Pfg., die Reklamezeile 30 Pfg.

Altensteig, Sonntag 5. Januar

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer 15 Pfennig

1930

Sonntagsgedanken

Vom Brücken bauen

Neulich ist durch die Blätter die Nachricht gegangen, daß man in Köln eine neue Hängebrücke über den Rhein mit festlicher Einweihung dem Verkehr übergeben habe. Nur tiefste Ehrfurcht vor der Kraft und Kunst der Erbauer dieser „größten Brücke Europas“, wie es heißt, geizt dem, der von dieser Brücke hört und liest oder der sie begehrt. Und was von dieser Brücke gilt, das gilt von unzähligen anderen: was für gewaltige Lasten müssen sie Tag für Tag, jahraus, jahrein tragen können, ohne müde und verbraucht zu werden: Straßen- und Eisenbahnzüge, Kraftwagen und Pferdeuhrwerke und dazu eine ungezählte Schar von Fußgängern! Aber man darf's den Brücken zutrauen, daß sie's können, ob sie nun durch viele Pfeiler gestützt sind oder durch gar keine, wie diese neueste Hängebrücke; und wenn irgendwo Zahlen stehen, die von der Belastungsgrenze reden, so rufen sie vielleicht höchstens ein stolzes Lächeln hervor: So viel muß die Brücke überhaupt nie tragen, wie sie tragen könnte!

Und wenn die Schluchten zu tief, die Ufer hüben und drüben zu weit werden, als daß eine Brücke sie verbinden könnte? Wenn tiefe Seen, ja Meere dazwischen liegen? Da ist die Kunst der Menschen nicht zu Ende. Da sind Eisenbahnen und Kraftwagen und das flinkere Flugzeug; da sind riesige Dampfer und gewaltige Luftschiffe; da sind die Telegraphentabel und die Funkstationen. Lauter Brücken, die sogar Weltteile miteinander verbinden. Haben die alten Griechen nicht ungeahntes Recht bekommen zu ihrem Wort: „Bieles Gewaltige lebt, doch nichts gewaltiger als der Mensch!“

Und doch, wie klein und jämmerlich ist seine Kunst, Brücken zu bauen zwischen Menschen zu Menschen! Schaut hinein ins Leben: da gibt's Brüder, die in Feindschaft leben um eines Erbes willen, Ehegatten, die in immerwährendem Hader sich verzehren, Eltern und Kinder und Nachbarn, die sich hassen, Geschäfts„freunde“, die verkappte Feinde sind, Parteien und Konfessionen, Berufsstände und Gesellschaftsschichten und noch so viel mehr bis hinaus zu den großen Völkern und Rassen, die alle durch eine tiefe Schlucht des Nichtverstehens, durch breite Ströme des Unrechts und der Leidenschaft voneinander getrennt sind. Wohl werden hin und wieder Brücken gebaut, weil die Menschen einander brauchen; aber die Tragkraft? Ein einziges Wort, ein einziger Blick, die Last von ein paar Pfennigen kann sie zum Einsturz bringen! Wie schnell sind „alle Brücken abgedroschen“?

Wo ist die Brücke, die alles trägt? Wie wird sie gebaut? Ein Großer hat in einem altehrwürdigen Buch von ihr geredet: Wahrheit sind ihre Pfeiler, Liebe ihre weittragenden festen Bogen. Auf denn zum Brückenbauen!

G. S.

Vom Gottesreich

Das Himmelreich ist gleich einem naturhaft wachsenden Saatfeld, nicht einem Treibhaus. Gustav Wagnel.

Das Reich Gottes ist weder Schwärmen noch schmeicheles Genießen, sondern Wirken in Liebe und Weisheit, in Schönheit und Güte. Pienhard.

Wer das Reich finden will, der muß es da suchen, wo es ist, nämlich im innersten Grund, wo Gott der Seele näher und innwendiger ist, weit mehr, als sie sich selbst ist. Tauler.

„Der verlorene Sohn“

Roman von Elisabeth Borchart

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wenn es nur etwas gäbe, was die junge Frau herausrisse, etwas Ueberwältigendes, meinestwegen auch schmerzvoll Erregendes — wenn nur der apathische Zustand dadurch schwände“, sagte er.

Da erinnerte sich Frau Helmbrecht Grunows Brief an Inge. Mit Zustimmung des Arztes holte sie ihn von ihrem Manne und gab ihn Inge.

Mechanisch nahm Inge ihn und fing zu lesen an. Plötzlich schrie sie auf und brach gleich darauf in ein herzbrechendes Schluchzen aus.

Die Mutter ließ diesem Schmerzensausbruch freien Lauf, sie war froh, daß Inge endlich wieder aus sich heraustrat.

„Mutti — er hat mich doch geliebt — um meinetwillen ist er aus dem Leben gegangen.“

„Inge — mein Kind — er selbst befreite dich, denn er wird wohl gehaut haben, daß du ihn mit deinem großmütigen Herzen nie verlassen hättest. — Daß du erlöst bist, Inge — das hast du ihm zu danken.“

„Erlöst“, sprach Inge langsam nach, und ein tiefer Friede senkte sich in ihr Gemüt.

Von dieser Stunde an nahm sie wieder an allem, was das Haus betraf, Anteil. Sie ordnete selbst an, was von den Möbeln verkauft werden sollte, und was sie behalten wollte. Dann half sie, die Abreise nach Buchenau beschleunigen und verließ nach einem langen Abschiedsblick in die Räume, darin sie so unendlich viel gelitten hatte, das Haus in der Rathenowerstraße, um mit der Mutter zum Bahnhof zu fahren. Der Vater blieb einweilen noch in Berlin.

Nachdem er seine Angelegenheit in Berlin erledigt hatte, war auch Helmbrecht nach Buchenau zurückgekehrt. Jedes Kundgeben der Freude seiner Beamten und Arbeiter über die Wiedererlangung seiner Sehkraft unterblieb angeht des herben Gesichts, das ihn und seine Familie betrafen.

Helmbrecht übernahm anscheinend mit aller Kraft und Energie die Leitung seiner Fabrik; die Arbeit bot ihm Ablenkung von seinen kummervollen Gedanken, und doch seufzte er oft: „Wenn Williams nur erst wieder hier wäre!“

Er hatte schon keine Pläne für die Zukunft gemacht. Williams sollte sein Kompagnon werden und die Fabrik auch nach seinem Tode weiterleiten. Er besaß ja keinen männlichen Erben, und so wußte er das Werk, das er einst ins Leben gerufen und zur Blüte gebracht hatte, in den besten Händen.

Inge erholte sich in der frischen, freien Luft Buchenaus langsam, aber zusehends.

In ihrem schwarzen Trauerkleide, das ihr Gesicht doppelt bleich erscheinen ließ, wanderte sie oft sinnend unter den Rischbäumen, die ihre ersten Früchte reifen ließen. Aber sie war nicht mehr der wilde übermütige Bäckfisch, der die Bäume erkletterte, um sich Früchte herunterzuholen. Sie war ein gereiftes, schwer geprüftes Weib, das der Früchte nicht mehr begierig.

Im Juli wollte sie mit den Eltern nach Misdroy reisen. Die Eltern hatten eigentlich beabsichtigt, eine weitere Reise in die Schweiz oder sonst wohin mit ihr zu machen, um sie zu zerstreuen und abzulenken, doch Inge hat, davon abzusehen.

So war es bei Misdroy geblieben. Drei Monate, bis zum Oktober, wollte man dort bleiben.

So viel war Inge jetzt schon klar: Immer in Buchenau konnte sie nicht bleiben. Ein Beruf, eine Tätigkeit, die ihr Leben ausfüllte, das war es, was sie brauchte. Sie war ja noch so jung, eben erst zwanzig Jahre geworden, da konnte sie noch viel lernen.

Sie hatte schon gewisse Pläne, die sie mit Eufi Volkmann später noch beraten und besprechen wollte. Die Freundin hatte ihre Treue bis jetzt bewiesen und ihre freundlichen Briefe zerstreuten Inge. In einem derselben lud Eufi sie ein, sie zu besuchen. Ihr Gatte war von Berlin in eine kleine Provinzialstadt versetzt worden, und Inge, die nicht nach Berlin gegangen wäre, hatte Lust, die Einladung nach der fremden Stadt im Herbst anzunehmen. Dort kannte sie ja niemand.

Einige Wochen später sah Helmbrecht arbeitend in seinem Zimmer.

Seine Frau und Inge waren in die Stadt gefahren, um Besorgungen zu machen; denn morgen wollten sie nach Misdroy übersiedeln.

Helmbrecht ließ seine Damen diesmal vorausfahren; er selbst wollte erst Mr. Williams Rückkehr erwarten. Er hatte ihm von alledem, was in der Zeit seiner Abwesenheit vorgefallen war, nichts geschrieben. Das konnten nur gesprochenen Worte fassen.

Von Williams hatte er lange keine Nachricht erhalten und die letzte hatte auch nicht günstig gelaute.

Man machte ihm drüben Schwierigkeiten und wollte ihn durchaus nicht freigeben. Kein Wunder! Wer ließ eine solche Kraft auch gutwillig gehen!

Helmbrecht bangte jedoch nicht um die Entscheidung. Er hatte Williams Versprechen, wiederzukommen, und das galt ihm wie ein Eid.

Es war ein heißer Sommervormittag. Die Falter flogen scherzend von Blume zu Blume — die Käfer träumten auf dem sammetnen Rasen.

Helmbrecht sah in seine Arbeit vertieft.

Mr. Williams Prophezeiung war zum Teil schon jetzt eingetroffen. Die Bestellungen auf die neue Maschine mehren sich von Tag zu Tag und in der Fabrik wurde unter Hinzuziehung von immer neuen Kräften fleißig gearbeitet.

Daß der Besitzer und eigentliche Herr wieder die Leitung übernommen hatte, war von allen mit Jubel begrüßt worden, und doch wurde Mr. Williams tatkräftige Hand, die die Fäden so stramm gehalten hatte, überall vermist.

Nicht daß es Helmbrecht an Interesse und Energie gefehlt hätte, aber die Ereignisse, die vorangegangen waren, bedrückten doch noch immer sein Gemüt; sie lasteten auf ihm wie ein dunkler Schatten.

Ein Klopfen an der Tür störte ihn. Gleichzeitig rief er „Herein“, in der Meinung, es wäre der Diener.

Die Tür öffnete sich und jemand trat über die Schwelle. Helmbrecht wandte sich um und sah einen großen stattlichen Mann, dessen Züge von dem durch das Fenster hereinfallenden Licht beleuchtet wurden.

Eine Sekunde starrte er den Fremden, dessen leisen Gruß er nicht vernommen zu haben schien, an, als sähe er eine Vision. Seine Augen öffneten sich weit, seine Züge nahmen einen gespannten Ausdruck an.

„Georg — Georg, mein Sohn!“ schrie er plötzlich auf, sprang in die Höhe, eilte mit ausgebreiteten Armen auf den fremden Mann zu und zog ihn an seine Brust.

Vater — Vater!“

Sekundenlang hörte man nichts, als ab und zu einen seltsam schluchzenden Ton aus Helmbrechts Brust. Dann ließ er den Sohn plötzlich los, hielt ihn an beiden Händen und sah ihm in die Augen.

„Daß ich das noch erleben — daß ich dich noch einmal wiedersehen durfte! O, Gott — Georg, ich frage dich jetzt nicht, woher du kommst, wo du warst. Ich habe dich und behalte dich — und gebe dich niemals wieder her, — mein schmerzlich betrauerter, verlornen geglaubter Sohn!“

Georg, der bisher vor Erschütterung seines Wortes stumm gewesen war, raffte sich auf.

Vater — hast du mich noch erkannt — haben die Jahre mich so wenig verändert?“

An den Augen — die Augen deiner Mutter sind es — habe ich dich erkannt, sonst bist du natürlich ganz verändert. Als du fortgingst, warst du ein Knabe, jetzt bist du ein Mann. Doch — deine Sprache — sie kommt mir so bekannt, vertraut vor; es ist nicht deine Knabenstimme, die ich noch im Ohre habe, — es ist eine andere und dennoch höre ich sie heute nicht zum ersten Male.“

Kein, Vater, du hörtest diese Stimme schon — volle drei Jahre.“

Georg — wie soll ich das verstehen?“

Ich bin — Charles Williams, dein Fabrikdirektor.“

Helmbrecht schrie auf vor Staunen und zugleich vor Qual.

„Ich Tor — ich Tor! Ich hatte meinen Sohn in nächster Nähe, und ich erriet, ich fühlte es nicht, daß er um mich war! Georg, Georg, wie konntest du deinen Vater so lange in Ungewißheit lassen — wie konntest du ruhig mit ansehen, daß er sich in Reue und Sehnsucht verzehrte?“

Williams — jetzt Georg — ergriff seines Vaters Hände und drückte sie.

„Ruhig mit ansehen, Vater? Kannst du wissen, welche Folterqualen ich zu erleiden hatte? — Damals, als du mir die Geschichte deines Sohnes erzähltest, da war ich nahe daran, mich dir zu Füßen zu stürzen, aber ich bezwang mich. Ich hatte mir gelobt, erst durch Liebe und Aufopferung eine alte Schuld zu sühnen, ehe ich mich dir entdeckte.“

„Eine Schuld? Du begingst keine Schuld, mein Sohn. Ja, ich allein beging sie, indem ich dich ungehindert verdamnte.“

„So hättest du alle Zweifel begraben — du — wärest jetzt überzeugt von meiner Unschuld?“ fragte Georg zitternd.

„Jetzt überzeugt. Ich zweifelte immer, schon damals, jetzt habe ich die sichersten Beweise. Wozu wollest du also eine Schuld sühnen, die du nie begingst?“

„Ich spreche auch nicht von deiner Schuld, an der ich keinen Teil hatte, sondern von einer anderen: Aus Trost und Groll gegen dich, der du mich ungehört und schonungslos verdammt hättest, floh ich nach Chicago. Ich wollte mich von dir lossagen, dich nicht mehr als meinen Vater anerkennen, ich wollte alle Bande für ewig zerreißeln. Vater — ist diese Schuld nicht groß genug, um sie ein ganzes Leben zu sühnen?“

„Georg, Georg —“

„Aber die Sehnsucht war stärker“, fuhr Georg fort, „und wenn ich sie auch durch Arbeit zuweilen überläubte, so ließ sie mich nicht los. Als ich es nicht mehr länger aushielt, machte ich mich auf, um zu dir zu kommen. Ich erhielt den gewünschten Urlaub unter dem Vorwande, deutsches Maschinenfabrikat kennen lernen zu wollen. Ach, ich hatte ganz andere Absichten und Pläne — ich hatte mich, ehe ich mich um die Stelle in Buchenau bewarb, über alles genau orientiert — ich wußte von deiner Augenkrankheit sowohl, wie von dem Niedergang der Fabrikgeschäfte. So betrübend beides auf mich wirkte, so kam es meinen Plänen doch zu statten. Unerkannt wollte ich für dich wirken und arbeiten und dir wenigstens in etwas den Sohn ersetzen, um den ich dich so lange betrogen hatte. Wie weit es mir gelungen ist, kannst nur du entscheiden, Vater. — Aber noch etwas anderes trieb mich zur Geheimhaltung: Ich wollte mir deine Liebe und Anerkennung zurückgewinnen ohne Borurteil, du solltest wieder an mich glauben lernen, denn ich hatte ja nur die Hoffnung, daß sich die dunkle Geschichte von damals je aufklären konnte. Und sieh, Vater, du hast den Charles Williams geliebt wie deinen eigenen Sohn, du hast ihm vertraut und geglaubt. — Dennoch verließ ich die Entdeckung bis auf den Zeitpunkt, wo du dein Augensicht wieder tatest; ich hoffte bestimmt darauf, du wärest mich als deinen Sohn erkennen und anerkennen. Vater, lieber, teurer Vater — es ist so gekommen, wie ich gehofft habe, du hast dein Augenlicht wieder und ich danke Gott dafür. Du hast mich erkannt und nun laß mich bei dir bleiben, weiter meine Schuld sühnen.“

Georg war vor dem Vater in die Knie gesunken und Helmbrecht beugte sich herab und küßte ihn auf die Stirn. Schwere Tropfen tannen aus seinen Augen und netzten des Sohnes Haar. — Kammestränen — sie wirkten erschütternd in ihrer Gewalt.

„Georg — deine Schuld ist gesühnt — du hast nichts mehr zu sühnen. Du warst mir Stütze, Trost und Halt in den letzten drei Jahren — ich habe dich geliebt, als du für mich noch Mister Williams warst — aber die Vaterliebe gehört nur meinem Sohne. Nun kann ich ruhig meine Augen schließen, denn ich habe einen würdigen Nachfolger: Christlich und rechtschaffen, treu und gut und stolz.“ — Georg — was du mir mit diesem Bewußtsein gibst, wiegt schwerer, als alle Schuld. Verlaß deinen Vater nicht mehr — laß uns nachholen, was ein grausames Geschick und böse Menschen uns entzogen haben.“

„Ich verlaß dich nicht mehr, Vater. Ich habe mich von allen meinen Verpflichtungen drüben freigemacht; doch nun sage mir — was nahm dir die Zweifel — wer gab dir Beweise meiner Unschuld an dem Diebstahl?“

„Komm, Georg, siehe auf und siehe dich zu mir. Du sollst alles erfahren. Es ist eine lange, traurige Geschichte.“

Helmbrecht fing zu erzählen an, und Georg lauschte mit angehaltenem Atem. Zuweilen preßte er seines Vaters Hände mit einem Entsetzensruf.

Vater — es ist ja nicht möglich — ich verstehe dich nicht recht — das alles habt ihr — hat — Inge ertragen müssen, und ich wußte nichts davon!“

„Es ist so, Georg. Von allen hat deine arme Schwester am schwersten gelitten. Aber sie hat eine starke Natur — sie wird sich aufrichten, viel eher, als wir denken. Sie ist ihrem Gatten ein treues Weib gewesen, sie hatte sogar die Absicht, zu ihm, nach Verbüßung seiner Strafe, zurückzukehren, aber — ich glaube —“

„Was, Vater? Was glaubst du?“

„Georg, seine Stimme sank zum Hüfterton herab — ich glaube — sie hat ihn — nie geliebt.“

Ein Aufschrei voll grenzenloser Qual entquoll Georgs Lippen. Helmbrecht war aufgestanden und hatte den Brief Brunows hervorgeholt.

„Hier, Georg — lies — dein Bekenntnis ist es.“ Ganz geistesabwesend griff Georg danach. Er fing an zu lesen. Mit einemmal nahm seine Miene einen seltsam gespannten Ausdruck an — er las — er verschlang die Buchstaben förmlich mit seinen Augen — darauf sank er ächzend und am ganzen Körper bebend in den Stuhl zurück.

„So hat mich meine Abnung doch nicht betrogen — er — er war es.“

„Du hattest schon früher einen Verdacht?“ fragte Helmbrecht erstaunt.

„Schon — damals“, ächzte Georg schwer. „Wie? Und du nannst den Schuldigen nicht?“

Außer sich vor Erregung war Helmbrecht aufgesprungen und hatte sich vor seinen Sohn gestellt.

„Sollte ich meinen Freund verraten?“ fragte Georg bitter, „noch dazu, wo ich keine Beweise hatte? — Ich wußte nichts weiter, als daß er leichtsinnig hohe Summen ausgab, die in keinem Verhältnis zu dem Einkommen seines Vaters standen — ich fragte mich vergeblich, wo er das Geld her hatte. Als damals der Diebstahl geschah, als die Blendlaterne, der Nachschlüssel sich unter meinen Sachen befanden, da kam mir zum ersten Male der Verdacht. Ich drängte ihn als meiner unwürdig zurück, und was ich nicht auszusprechen wagte, wie hätte ich es in Worte kleiden sollen? — Erst deine Erzählung, Vater — vor drei Jahren war es — ließ den Verdacht von neuem aufsteigen. Ich beschloß danach, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Klarheit in die Sache zu bringen, ich wollte Brunow aussuchen und ihn zur Rede stellen. Inges Verlobung mit ihm legte meinen Absichten ein Ziel. Ich konnte keinen Schritt gegen ihren Gatten mehr unternehmen, ich durfte seine Ehre nicht antasteten wagen.“

„Er ließ es geschehen, daß die deine angetastet wurde“, schalt Helmbrecht ein.

„Allerdings —“ seufzte Georg auf. „Die Furcht vor Strafe und Entehrung, der Einfluß seiner Tante war stärker, als sein Charakter.“

„Dieses teuflische Weib, das ich in meinem Hause duldet, gegen dessen wahre Gesinnung ich so blind sein konnte!“ — Georg, du hast sie nie leiden mögen!“

„Ne, Vater!“

„Aber du ahnest niemals, daß sie es war, die dich angeklagt und somit aus dem Vaterhause vertrieben hatte?“

(Fortsetzung folgt.)

Frontwechsel der Weltmission?

Auf der letztjährigen Weltkonferenz christlicher Studenten in der indischen Stadt Mesjar hat ein berühmter mohammedanischer Reformprofessor ein großartiges Bild von dem durch die Welt gehenden Kampf zwischen Glauben und Unglauben gezeichnet und alle Gottgläubigen zu einer Einheitsfront gegen Nihilismus und Materialismus aufgerufen. Mühte nicht die christliche oder wenigstens die evangelische Weltmission heutzutage diesen Frontwechsel vorzunehmen?

Es ist richtig, daß unter allen Völkern immer entschlossener die Führe des Säkularismus, einer völlig ersonnenen Kultur, erhoben wird. Wissen ist Macht, und der Mensch das Maß aller Dinge — das sind die beiden Losungsworte auf dieser Führe. Erlangt die Menschheit durch ihre Wissenschaft die Macht über die Natur sowie die Fähigkeit, die eigenen Verhältnisse vernünftig zu gestalten, was braucht sie mehr? Daß mit dieser Weltanschauung ein geschicktes maskierter, aber umso gefährlicherer Verderber alles edlen Menschentums heranzieht, hat vor einigen Jahren eine führende freiständige Zeitung Deutschlands mit den Worten ausgesprochen: „Die völlige Entgottung aller Lebensverhältnisse ist Ursache von deren Zerlegung.“ Ihrerseits hat die Weltmissionskonferenz, die im Jahre 1928 auf den Höhen des Oelberges tagte klar erkannt, daß mit dem Säkularismus ein neuer mächtiger Feind des Christentums auf dem Feld erschienen ist. Daß er zugleich der Feind aller Religionen ist, beweist er im russischen Volkswissenschaft. Als Bundesgenossenschaft aller Religionen gegen ihn? Mögen ihre Lehren, Rulte, Symbole im einzelnen noch so verschieden sein, sie sind doch — so hört man sagen — im Grunde der Seele, im hier erlebten und ersühlbaren Ewigen, Göttlichen einig!

Warum kann die evangelische Weltmission auf dieses Bündnisangebot nicht eingehen? Vor 400 Jahren wurde von den evangelischen Reichstagen Kaiser Karl V. das für die lutherischen Kirchen grundlegende Augsburger Bekenntnis überreicht. Es gipfelt in den zwei entscheidenden Sätzen, „daß alle Menschen von Mutterleibe an voll böse Lust und Neigung sind und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können“, und „daß wir Vergessen der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnade.“ Christus willen durch den Glauben.“ Den ersten dieser beiden durchaus biblischen Sätze wird kein Mensch leicht von der Hand weisen, der mit erschütterter Seele den Weltkrieg durchlebt hat und die furchtbaren Schattenseiten unserer Kultur ernstlich durchdenkt. Und wenn weiter auch der zweite Satz wahr ist — und er ist tausendfach erprobt —, dann ist er eine Volksschlacht aus dem Jenseits aller menschlichen Möglichkeiten, eine Volksschlacht vom anderen Ufer, die in alle Welt hineingerufen werden muß.

Eben das tut die evangelische Weltmission. Sie mag gerne die Bemühungen der verschiedensten Religionen anerkennen, die der menschlichen Jähzucht Bindungen auferlegen, die menschliche Heiligkeit erlösen wollen. Aber sie weiß: erreicht wird dieses doppelte Ziel nur durch den Einen, in dessen Leben, Sterben und Auferstehen für alle Gottes Gnade und Wahrheit verkörpert ist. Darum kann sie jenen Frontwechsel nicht vornehmen. Von dem Einen, in dem zugleich Säkularismus und Religionsgeschichte überwunden sind, mit Wort und Tat überall zu zeugen, das ist wahre, weltumfassende Menschenliebe.

H. Pflüger.

Ein seltsames Wiederbegegnen

Von H. Häberlin

Der lähmende Schrotto, der seltsame Vorbote des ersehnten Frühregens, war in seiner ganzen sengenden Glut drei Tage und drei Nächte über die fahlen Höhen Judas hinweggezogen. Die vergessene Traube war verdorrt, der Feigenbaum und die Granate standen entlaubt. Ein erstes Gewitter hatte die erhoffte Erquickung gespendet. Ein leichter Frühregen folgte.

Gegen Abend war es wieder lichte geworden. Ich wanderte durch den Grund Rephaim, durch das liebliche Dorf, das schwäbischer Fleiß, schwäbischer Kindesglaube geschaffen hatte und durch seine schöne Gastlichkeit so manchem Jerusalemsfahrer unvergeßlich geblieben ist.

Am Ende der wohlgepflegten Straße stand eine Bildhauerwerkstatt. Dort verweilte ich so gerne, wenn des Tages Last und Mühe eine Feierstunde mir gewährte. Dahin lenkte ich in des Abends erquickender Kühle meine Schritte, um dem stillen Meister von seiner hohen Kunst etwas abzukaufen.

Verunken im Zuschauen hatte ich nicht bemerkt, daß jemand zu uns getreten war. Und plötzlich klang es wie aus weiter deutscher Ferne hinter mir:

„Ein armer Reisender bittet um eine kleine Unterstützung.“

Ueberrascht wandte ich mich um und blickte in ein Paar Augen, aus denen mir etwas Sympathisches entgegenleuchtete. Aber im übrigen stand ein richtiger armer Reisender deutscher Junge vor mir. Wie hatte die Bitte so seltsam geklungen, fast wie ein Gruß aus der fernen Heimat.

Das arabische: „Adini Bahshish!“ — „Gib mir ein Geschenk!“ — klang so alltäglich und oft so widerlich.

„Am Gottes willen, woher und wohin?“

„Das Boher sehen er überhört zu haben.“

„Wohin? Dort hinüber nach Bethlehem.“

Und mit leichtem Lächeln zeigte er hinüber nach Bethle-

hem, das aus seiner lichten Höhe im abendlichen Sonnen-

schein glänzte.

„Sprechen Sie denn Arabisch?“

„O nein, höchstens ma salame, zieh mit Frieden!“

„Was wollen Sie denn dort? Kennen Sie hier jemanden?“

„Gott behüte, so wenig wie in diesem Jerusalem du schöne.“

Der Mann im Bettlerkleide nötigte mich unwillkürlich eine gewisse Achtung ab. Obwohl selbst vom Schicksal nicht als Liebling der Fortuna behandelt, griff ich etwas tiefer in die mühsam erparten Sparspennige. Ein freundlicher Blick und mein liebgewonnener Gruß: „Zieh im Frieden!“ begleitete ihn. Ich vergaß fast ganz meinen Bildhauer. Immer und immer mußte ich meine Blicke auf den einsamen Wanderer lenken. Was lag wohl alles hinter ihm! Welches eigene Geschick hatte ihn auf die fahlen Hügel Jerusalems getrieben! Wird er wohl auch noch einen Ort finden, wo sein müder Fuß gehen kann, und wird er es auch einmal so gut haben wie andere Menschen?

Die Winterfürne waren über die Hügel Judas gekraut. Die Berge Moabs hatten tagelang ein richtiges Schneekleid getragen und eines Morgens lag sogar Jerusalem in tiefem Schnee. Doch nur für wenige Stunden. Die lindlich reine Freude der Jugend war richtig zu Wasser zerronnen, als die Sonne den Mittag überschritt. Der Frühling gewann rasch wieder seine Kraft. Der Feigenbaum begann seine Blätter zu gewinnen, die Rebe weinte, die Mandel entfaltete ihre rötlichen Blüten und die Granatblüten leuchteten wieder aus ihrem dunklen Grün, und der unverwüßliche Oelbaum trieb seine bescheidenen Traubenblüten.

Ich nahm herzlichen Abschied von dem Grunde Rephaim, wo gute Menschen so vieles mir gegeben hatten. Drunten im alten Joppe ging ich an Bord eines russischen Dampfers, der mich an die östlichen Ufer des Schwarzen Meeres zu einer neuen Heimat tragen sollte. Treue Freundschaft geleitete mich durch Wogen und Brandung zum draußen liegenden Küstendampfer. Am nächsten Morgen lag unser Schiff vor Beirut. Von der Höhe grüßte das Schneehaupt des Libanons und an seinem Fuße schaukelten Palmen und blühte eben die Orange und Zitrone. Ein unvergeßliches Bild! Wir ließen Cypern zur Rechten und gedachten seines mit Recht so sehr gerühmten Weines. Für kurze Zeit öffnete sich das unbegrenzte weite, blaue Meer, über das wir sanft schaukelnd im Frühlingssonnenschein dahingetragen wurden. An Rhodus vorüber lag unser Schiff kurz vor Chios. Noch eine Tagfahrt durch ein Gewir von Inseln und Inselchen hindurch und unser Schiff zog durch die langgezogene Bucht von Smyrna, wo unser kleiner Dampfer einen dreitägigen Aufenthalt nehmen sollte.

Die Lage von Smyrna ist von besonderer Lieblichkeit. Ein lebhaftes Sprachen- und Völkergemisch gibt dem Leben der Stadt ein eigenes Gepräge. Mit meinem Arabischen aber war es doch ziemlich zu Ende. Auf dem deutschen und russischen Konsulate sollte ich meine Bahangelegenheiten vollends in Ordnung bringen. Ich wanderte am Quai auf und ab. Die aufgeschauften Auferstehungen erregten augenblicklich meine lebhafteste Aufmerksamkeit.

Wie ich nun eben den Verzug machte, die ersten Aulstern in meinem Leben zu kosten, fühlte ich mich plötzlich unarmt. Ich erschrak unwillkürlich. Schon wollte ich mich entschließen zur Wehr setzen, als der Klang einer deutschen Stimme eine Erinnerung in mir wach rief. Wir standen Aug in Aug. Diese Augen hatte ich schon gesehen. Ihr Blick war mir so sympathisch.

„Ja, kennen Sie mich denn nicht mehr, mich, den Wanderer nach Bethlehem?“

Wie Schuppen fiel's mir von den Augen. Richtig, er war es, der an jenem Oktoberabend so einsam und doch so kindlich vergnügt durch den Grund Rephaim nach Bethle-

hem gezogen war.

„Jetzt ist an mir die Reihe, zuerst ein Glas Griechischen, heute zähle ich.“

So saßen wir denn beim Glase. Aber mein Gastgeber blieb geheimnisvoll, stets freundlich und zuvorkommend, ja herzlich, doch immer äußerst zurückhaltend über Boher und Bohin? So blieb er mir ein Fremdling. Ein unbestimmtes Etwas, ein Gefühl von Takt hielt mich ab, in die Geheimnisse seines Boher und Bohin zu bringen. Aber wie ein getreuer Eckehard begleitete er mich in diesen drei Tagen meines Aufenthalts, zeigte mir die Stadt mit allen ihren Sehenswürdigkeiten und ihrer ganzen Umgebung, suchte mir mein Geschäft auf den dortigen Konsulaten möglichst zu erleichtern, begleitete mich wieder aufs Schiff und nahm herzlich wie ein Bruder Abschied, als es wieder seine Ankerlichtete.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen, kenne seinen Namen nicht und nicht sein Geschlecht, noch seine Heimat. Aber unvergeßlich bleibt dieser Fremdling in meiner Seele eingegraben: Ein Bild unjeres Geschlechts. Boher? Wir wissen nicht. Bohin? Wer vermag das Ziel zu nennen?

Ein deutscher Meister

Zu Anselm Feuerbachs 50. Todestag

Nicht ganz drei Jahre vor seinem Tode schrieb Anselm Feuerbach (unter dem 18. Mai 1877) an seine Mutter, die er heiß liebte, diesen Briefschluss: „... ich habe heute folgende Grabschrift gedichtet: „Hier liegt Anselm Feuerbach, der im Leben manches malte, fern vom Vaterlande; ach, das ihn schlecht besahlte.“

Zeigen diese Verse nicht mit erschreckender Deutlichkeit die ganze trostlose Lage des Künstlers, des Kunstmalers im allgemeinen, wie sie sich heute bis zur Katastrophe noch verschlimmert hat? Feuerbach hat seine Lebensjahre hindurch nicht die Anerkennung finden können, die ihm gebührte, und die Deutschen haben ihn, den heute Verdandenen und Gefeierten, nie mit offenen Armen empfangen. Erst heute befaßen sie sich mit der Größe seiner Kunst, nehmen ihn in den Kreis der Bewunderten auf und krönen ihn mit Achtung.

Diese Erfahrungen sind schmerzlich, hart und sehr bitter, noch zehnmal schlimmer für den Idealisten zu ertragen als die materielle Not. Das deutsche Geistesleben hat nun der Feuerbach'schen Familie viele wertvolle, begabte und viel löbende Persönlichkeiten zu verdanken. Ihr berühmtester, Anselm Feuerbach, fand in seinem Vaterlande die rechte Nahrung für seine Ausbildung, seinen Geist und die Keimkraft und Genialität seines Schaffens. Der Vater, bekannter Universitätsprofessor, erst in Speyer, Anselms Geburtsstadt tätig, dann Professor der Archäologie an der Freiburger Universität, schickte Anselm zunächst an die Kunstschulen von Düsseldorf, München, dann nach Antwerpen, wo er die holländische Malerei kennen lernen sollte. Freilich, dies alles waren nur Versuchungen, lernen sollte. Freilich, ans Feuerbach das rechte, wahre künstlerische Bewußtsein auf, und er fand rechten Boden für Begabung und Können, bis schließlich Italien, Rom, wohin er sich wandte, als Einsamer von allen, nur nicht von der Mutter getrennt, 1856 sein Schicksal wurde.

Hier, im schönen Rom, schüttete er sein sanftes Herz aus, und die Kunst hob es auf. Hier entstanden jene Bewunderungswürdigen, schlichten, stillen Kompositionen, die den Schaffensreichtum eines begnadeten Meisters voll und ganz erkennen und erleben lassen, hier auch fanden die Werte Wiederhall und Glauben, und aus dem verlassenen Vater wurde der innerlich seelhafteste Meister und Beherrscher seiner Kunst.

Was ist es für eine Kunst? Dem Bemerkenden offenbart sie ein herrlich reines Wesen, eine wunderbare harmonische Geschlossenheit und Weichheit. Seine Kunst ist wie ein stiller Abendsee, über den ein Nachen kreist und aus dem ein Mädchenlächeln ertönt. Hat von alledem nicht das bekannte Gemälde: „Johanne“ Odem und Glanz? Kennt man nicht die strömende Zartheit des Bildes „Orpheus und Eurydike“, Zartheit, in der Kraft und Schicksal liegt? „Sofis am Brunnen“, das oft gelesene „Paolo und Francesca“, in dem soviel Liebesanmut und Empfindungsfülle liegt, dann „Fachus und Selen“ — alle diese Kompositionen haben doch eine großartige Schöpferkraft in sich, die Größe und Tiefe der Anschauung verrät. Und wie bietet sich leuchtend, jungfräulich und vornehm die gestaltete Nacktheit, namentlich die der Kinderkörper, dar, wie vielseitig zeigt sich der große Künstler Feuerbach wieder, wenn er mit der Schärfe seines Blicks sich der Porträtkunst zuwendet und „Nanna“, in verschiedenen Poses, das „Bildnis der Mutter“ malt, seiner eigenen Mutter, an der er sein Leben lang hina, die ihm ihre tiefen, dunklen Augen gab, den Feuerblick, den Feuerkopf, den Anselm Feuerbach in seinem Selbstporträt so deutlich betonte. — War Feuerbach nicht das, was man eine Doppelbegabung nennt? Er war nicht Vater allein, er legte auch wesentliche Beiträge in Versen und anderen dichterischen Formen nieder, und es gibt von ihm wunderbar wahr, belebte Ausprägungen, Erklärungen über den Begriff Liebe u. a. m. Er, der sagte, daß die wahre Liebe alle Tugenden mit sich führe, er hat vorerst diese Liebe seiner Kunst unerschütterlich geopfert! — Diese Kunst ist durchaus deutsch empfunden, wiewohl sie doch ganz andere Vorkämpfer hatte. Aber es ist bezeichnend: im letzten wird Feuerbach doch nur von den Deutschen verstanden werden können, und damit machen sie gleichsam ein Unrecht wieder gut. Sich Feuerbachs Kunst lebendig vor Augen und Seele zu führen, dazu möge sein fünfzigster Todestag Anlaß sein.

Zwei Mütter

Skizze von Gabriele Reuter

Die Freundinnen saßen auf dem Rasenhang über dem Waldsee. Ihre Kinder spielten am Ufer, bauten etwas Ruffelhaftes aus Steinen, Baumrinde, trockenen Ästchen, stürzten plötzlich mit Geschrei tiefer in den Fieserwald, lächlichen von Stamm zu Stamm, hielten mit geheimnisvollem Mäutern Beratungen ab. Das Glück des Weibes erfüllt sich doch einzig in der Mutterschaft“, sagte Frau Ada und strich mit der Hand über die dunklen Scheitel, die schwer das blaße, elegische Gesicht umrahmten. „Ich habe ja studiert — und was ich damals hörte — jetzt kommt es meinen beiden Lieblichen zugute!“

„Wie stolz muß es Dich machen, so aus einem reichen Quell von Kenntnissen schöpfen zu dürfen, um all den unglaublichen Fragen standzuhalten, die unsere Väter an uns stellen“, rief Frau Lotte lebhaft. „Gott — hundertmal am Tage drücke ich mich — fuche abzulenken, wenn Karl und Nieze mich bestürmen — und meine Weisheit mich völlig im Stiche läßt.“

„Niemand sollte man dem Kinde eine Frage schuldig bleiben“, tadelte Frau Ada mit sanfter Miene. „Man begehrt durch solche Bequemlichkeit eine Sünde an der jungen, sich entfaltenden Seele. Gewiß — man ist ja nicht auf allen Gebieten bewandert — aber es gibt doch Bücher! Und was ist entzündender, als sich gemeinsam mit den Kindern weiter zu bilden. Ich lese jeden Abend mit meinen zwei Baben, Niemand Märchen und diese törichtigen, seltsamen Abenteuererzählungen — ich wähle Gediegenes aus der Geschichte, den Naturwissenschaften.“

Frau Lotte war einen bewundernden Seitenblick auf die geliebte Freundin, die ihr sehr imponierte. Sie ließ ihre Stiderei in den Schoß sinken und seufzte hilflos.

„Die Kinder haben doch die Märchen und Indianergeschichten so gerne...“ sagte sie verwirrt. „Meine Schwärmer geradezu für sie.“

Frau Ada schüttelte den Kopf. „Es handelt sich bei der Erziehung um die Entwicklung aus einem primitiven Zustand in einen höheren. Man darf keine Rücksicht auf das nehmen, was das Kind in seinem noch rohen Geschmack sich wünscht.“

„Ach Ada“, meinte Frau Lotte, „Du sagst alles so herrlich und gewiß hast Du recht. Nur habe ich keine Zeit, soviel über die Erziehung nachzudenken. Mein Mann nimmt mich sehr in Anspruch.“

„Der Mann hat sich zu bescheiden gegenüber der Heiligkeit des Weiblichen.“

„Ach“, rief Frau Lotte, „meiner denkt nicht daran, sich zu bescheiden. Und dann ist ja da noch das winzige Weibchen unter meinem Herzen, das auch sein Teil von meinen Kräften fordert. Es ist mir oft schmerzlich, daß ich die Kinder soviel allein ihren Spielen überlassen muß. Nun ja, sie werden selbständig auf diese Weise und mein Mann sagt, das ist in unserer Gegenwart die Hauptsache!“

„Aber sie können sich Dir leicht entfremden“, warf Frau Ada ein. „Ich jedenfalls könnte es nicht ertragen, wenn meine Kinder irgend ein Interesse in der Welt höher stellen, als die Liebe zu mir. Ich opfere mich ihnen ganz — aber dafür fordere ich auch ihre kleinen Herzen ungeteilt für mich.“

„Ich weiß nicht...“, Frau Lottes hilfloses blühendes Gesicht wurde ganz bekümmert unter ihren zweifelnden Gedanken, das scheint mir ein wenig egoistisch. Ich bin überzeugt, Karl und Nieze denken gar nicht an mich, wenn sie in ihr Spiel vertieft sind, und ich hüte mich, sie zu stören.“

In diesem Augenblick kam die kleine Bande angejagt, das Gespräch unterbrechend. Frau Ada streckte ihren beiden Knaben triumphierend die Arme entgegen.

Ihr Lieben — könnt Ihr nicht ohne Euer Mütterchen fertig werden? Wie heiß Ihr seid! Kommt, setzt Euch zu mir. Wir betrachten das schöne Bilderbuch, wüßt Ihr, das mit den Käfern und Schmetterlingen! Und ich lese Euch vor. Die liebe Frau Lotte wird mich entschuldigen.“

„Nein, Mütterchen, das geht jetzt nicht“, erklärte der ältere der Jungen entschieden. „Wir haben da unten ein Schloß gebaut, darin wird eine verwunschene Prinzessin gefangen gehalten und Raulquappen haben wir gefischt — das sind ihre Sklaven. — Hummlich, sage ich Dir! Erlaube bloß, daß wir nachmittags wieder kommen.“

„Gut nachmittags? Nein, da begleitet Ihr mich ins Konzert und hört wunderschöne Musik.“ Die Gesichter der beiden Jungen wurden sehr lang.

„Ach — bitte — bitte! Das Konzert ist so fürchterlich langweilig.“

„Auch wenn Euer Mütterchen bei Euch ist?“

Die beiden frischen Knabenköpfe senkten sich beschämt. „Wir möchten aber doch so sehr lieblich gerne noch mehr Raulquappen fischen...“

„Die widerlichen Tiere... Ihr werdet doch ein Abgott von Mozart lieber haben, als...“

„Nein“, schrie der kleinere, von nasser Erde ganz beschmierte Junge, „ich habe die süßen Quäppchen viel, viel lieber, und wenn Du mich nicht läßt, renne ich Dir fort.“

Ein Juden ging durch Frau Adas feines Gesicht. Sie dachte schmerzhaft: so etwas ist die Folge, wenn man die Kinder dem Einfluß anderer Kinder überläßt.

Frau Lotte lächelte. „Ada — nimm es nicht tragisch. Ich lase Dir — in ihre Spiele darf man sich nicht mischen. Na — lauft wieder zu Eurem verwunschene Prinzeß, ihr Wasser-moche!“

Doch Karl und Nieze hingen an ihrer Mutter Hals und Hüften, erküßten sie beinahe: „Mütterchen, Mütterchen, komm bitte mit uns — Du müßt die Prinzessin sehen.“

„Ich glaube, es ist eine Schmetterlingspuppe“, erklärte Karl, und seine Stimme wurde feierlich vor Wichtigkeit.

Frau Lotte wurde den Abhang hinuntergezerrt, zum Ufer, dort lauerte sie zwischen den vier Kindern vor dem erbauten Etwas aus Steinchen, Moos und Kiefernästchen, in dem eine braune, steife Kugel, so lang wie ein Kinderfinger, noch dicker, auf einem Lager aus Blättern ruhte, und ein sonderbares Hörnchen an einem Kopf, der kein Kopf war, denn er hatte weder Augen noch Mund, in die Luft streckte.

„Ja — Kinder, was das ist, weiß ich auch nicht“, rief Frau Lotte, „aber merkwürdig ist es und komisch... Ob es sich nicht rühren kann?“ Sie tupfte ihren rosigen Finger auf die Kugel und lachte hell auf, als sich etwas bewegte, doch es war nur eine Raulquappe, die sich neben der Puppe schlängelte. Alle lachten miteinander, daß es schallte.

„Wißt Ihr was? Wir nehmen das Ding mit nach Hause und Vater erklärt uns, was es ist.“

„Aber dann ist es ja gar kein Spiel mehr — wir wollen es doch gerade nicht wissen — es ist doch unsere verzauberte Prinzessin!“

„Nun — dann laßt es nur weiter Eure verzauberte Prinzessin sein“, sagte die Mutter nachgiebig. „Kur quält mir das Ding nicht! Und seht die Quappen nachher wieder ins Wasser, sie verdursten sonst! Habt Ihr gerne Durst? Na also.“

Frau Lotte lehrte vergnügt zu ihrer Freundin zurück.

„Kuriöses Gesindel — das kleine Volk — was?“

Frau Ada hatte heimlich ein paar Tränen getroffen und blickte nachdenklich ins Weite.

Zur Pflege der Gesundheit

In die und zu dünn

Von Dr. Curt Kasper.

„Bin ich zu dünn, bin ich zu dünn?“ Das sind Frauenfragen, Nobelfragen! Das ist doch kein Thema für eine ernsthafte Zeitung! „Halt, halt, verehrte Leserin und lieber Leser, da sind sie gewaltig im Irrtum. Erstensmal gibt es auch zu dicke und zu magere Männer, und zweitens ist das ganz eine Frage, zu deren wissenschaftlicher Erörterung in diesem Oktober die bestensten Fachgelehrten aus allen Gauen Deutschlands und der Nachbarländer sich in Berlin auf dem Kongreß der Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten zusammengefunden haben. Hier allerdings suchte man der Frage vom ärztlichen Standpunkte aus auf den Grund zu kommen: „Warum wird man dünn, warum wird man mager?“

Es ist eine in weiten Volksteilen verbreitete Ansicht, wer viel isst und wenig arbeitet, der wird dünn. Das stimmt im Essen durchaus nicht immer. Es gibt sogar ungeliebte viele Menschen, die wenig essen, durchaus normal arbeiten und trotzdem dünn werden. Auch der Beruf als Ursache für die Entstehung einer Fettsucht wird häufig stark überschätzt. Nach einer Statistik von Professor Bauer, Wien, fanden sich unter 275 Fettsüchtigen nur 13 Prozent berufsmäßig überfütterter Menschen (Fleischer, Bierbrauer usw.) und fernerhin bemerkenswerterweise zwei Operntendore! Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß die Art der Ernährung für die Entstehung einer Fettsucht von gewisser Bedeutung ist und daß Küchengevöndheiten innerhalb einer Familie eine Art der Fettsucht vorzutauschen vermögen. Niemals wird indessen die Fettsucht selbst vererbt, wohl aber die Anlage dazu.

Eine besonders große und wichtige Rolle kommt bei der Fettsucht den Störungen der Drüsen mit innerer Absonderung zu. Diese Drüsen bilden im Körper ein geschlossenes System, und Störungen im Gebiete eines Teiles beeinflussen die Tätigkeit des Ganzen. So ist z. B. bekannt, daß Frauen in den Wechseljahren, wenn die Tätigkeit der Keimdrüsen aufhört, zur Fettsucht neigen. Aber nicht immer ist es Fett, das im Körper zurückgehalten wird und das Gewicht in die Höhe schnellen läßt. In einem unter strengster wissenschaftlicher Kontrolle ausgeführten Versuche konnte Professor Bauer zeigen, daß es Menschen gibt, die auch bei völligem Nahrungsmangel innerhalb von zwei Stunden an Gewicht zunehmen also gleichsam „aus der Luft“ dünn werden! In diesem Falle handelt es sich natürlich nicht um eine Zunahme durch Fettablagerung, sondern vielmehr durch Wasseransammlung in den Geweben.

Neben den Drüsen mit innerer Absonderung, unter denen die Schilddrüse gleichsam die Orenkammer für den Verbrennungsprozess im Körper darstellt, spielen auch das Nervensystem und besonders örtliche Einflüsse an bestimmten Körperstellen eine wesentliche Rolle. Als Beweis hierfür berichtete Professor Bauer von einem jungen Mädchen, dem wegen einer ausgedehnten Verbrennung in jungen Jahren zur Deckung einer Handwunde Bauchhaut dorthin versetzt worden war. Als das junge Mädchen Frau geworden war und „in die Jahre kam“, bekam auch die auf ihrem Handrücken befindliche Bauchhaut eine starke Neigung zum Fettwerden und so konnte die Patientin frei nach Schiller ausrufen: „Wächst mir ein Büchlein auf der flachen Hand?“

Wie man sieht, ist das Problem des Dünnwerdens recht schwierig und verwickelt, und nichts ist richtiger, als wenn unsere Frauen und Mädchen glauben — um der schlanken Linie willen — Entfettungskuren allein auszuführen zu können. Ganz besonders muß vor der Selbstbehandlung mit Medikamenten, namentlich solchen, die Schilddrüsenjod abtöten, gewarnt werden. Dabei sei betont, daß trotz aller gegenständlichen Anweisungen alle wirksamen Entfettungsmittel stets Schilddrüsenjod abtöten. Die Folgen einer solchen unverantwortlichen Selbstbehandlung sind häufig schwere und dauernde Schädigungen, insbesondere am Herzen und Nervensystem. Der Wert der Diätbehandlung, eines vernünftigen Sports usw. für Entfettungszwecke kann keineswegs geleugnet werden, aber nur der Arzt wird in der Lage sein zu entscheiden, inwieweit diese Maßnahmen oder andere, oder gegebenenfalls eine medikamentöse

Behandlung in Betracht kommen. Denn nur der Arzt ist imstande, die Ursachen der Fettsucht im Einzelfalle aufzuklären, und danach seinen Heilplan aufzubauen.

Im Genesensstadium der Fettsucht gibt es auch Zustände krankhafter Magerkeit, von denen Professor Tannhäuser, Düsseldorf, ausführlich berichtete. Auch hier zeigt sich, daß starke Magerkeit meist nämlich unabhängig ist von der Nahrungsaufnahme. Die Regulierung der Körperformen unterliegt in erster Linie den ererbten Drüsen mit innerer Absonderung und dem sogenannten Vegetativen, d. h. dem von unserem Willen unabhängigen Nervensystem. So gibt es krankhafte Abmagerung, die ausschließlich bedingt ist durch Störungen im Gebiete der Schilddrüse, der Keimdrüse, oder der Zirbeldrüse des Gehirns. Je nachdem die eine oder andere Drüse dabei im Vordergrund steht, gehen mit der Abmagerung auch anderweitige körperliche Störungen, z. B. Veränderungen der Haut, des Längenwachstums usw. einher. Da nicht kein Ermahnen zu reichlichem und nahrhaftem Essen, da nützen keine Appetitanregungsmittel der üblichen Art, sondern nur die Beeinflussung der gestörten Drüsenfunktion. Nach dem Vorgange von Professor Falta in Wien gelang es durch Einspritzungen von Insulin (demselben Insulin, das aus der Bauchspeicheldrüse für die Behandlung gewisser Fälle von Zuckerkrankheit gewonnen wird) bei Patienten mit krankhafter Magerkeit einen ungeheuren bis zum Selbstwunder sich steigenden Appetit hervorzurufen und durch die außerordentlich vermehrte Nahrungsaufnahme eine Gewichtszunahme zu erzielen, die auch nach Aussehen der Einspritzungen noch weiter anhielt.

Neue Sprüche

Von Frida Schanz.

Lieber eines Analüts Herr sein,
Als des Glüdes zitternder Sklave.
Leid kann von so heil'gem Wert sein,
Falsches Glük so schwere Strafe.

Beißer Jörn hat immer scharfe Zile,
Loh den Pfeil noch raßen einen Tag!
Wenn er dann für immer raßen mag —
Sammle solche nicht verscholl'ne Pfeile!

Alle Lieder, alle schönen
Melodien erscheine nicht
Einer lieben Stimme Tönen,
Die zu deinem Herzen spricht.

Daß dir Vertrauen und Liebe naßt,
Daß Stoll und Reid vor dir verhumme,
Erreichst du nicht durch eine Tat,
Nur durch der Taten lange Summe.

Heutzutage

Skizze von Charlotte Nieße.

Der Juwelier sah vor seinem Nachmittagsstosse und rauchte eine Zigarette. Heute war ein guter Tag gewesen. Zwar war sein Laden klein und sein Geschäft nicht groß, aber aber um so solider. Der Auslandler, der ihm die Perlenreibe für einen hohen Preis abnahm, war nicht betrogen worden, und der Juwelier erhielt den dreifachen Preis, den er gegeben hatte. Herr Friedrich ließ einen Seufzer des Bedauerns aus und sah dem Rauchring nach, den er soeben blies — da ging die Ladentür auf und ein elegant gekleideter Mann trat ein. „Ich möchte —“ begann er, dann, als der Juwelier ihm entgegenkam, zog er einen Revolver.

„Der mit dem Geld!“ laute er kurz. Dann schob er, ohne eine Antwort abzuwarten, und Herr Friedrich lenkt zu Boden. Neben dem Eindrehler stand schon ein zweiter junger Mann. „Schnell!“ rief der erste, aber da kam ein Schrei aus dem Hinterraum, eine Glöde schrillte, ein Polizist kletterte in den Laden. Die Eindrehler waren schon wieder auf der Straße. Der erste, der den Juwelier niederschossen hatte, hielt den Revolver in der Hand und schob wild um sich. Kamem doch auf der anderen Seite der Häuser gleichfalls zwei Sinofente herbei. Eine Frau fiel hin, ein Kind schrie auf, einen Augenblick schien es, als wogerte die Sicherheitswache. Diesen Augenblick benutzten die Eindrehler zu einem wolfrümmigen Lauf. Mit einem kurzen Wort trennten sie sich und der erste laute die Straf entlang in ein Nebengasse, dann in einen Gang, wieder in einen Hof, bis er ein Haus erreicht hatte, dessen Regenröhre er kannte. Wie ein Blitz kommt er an ihr in die Höhe, und als er das flache Dach erreichte, land er leblos zuammen. Doch nur für einen Augenblick. Im nächsten erholte er sich, kroch hinter einen Schornstein und lachte.

„Das war Fesch!“ murmelte er. „Na, ein andermal wird's beiser gemacht. Daß dieser Esel von Juwelier auch so viel Glocken hatte und die Siso gleich da war! Aber die Kerls können nicht schießen. Drei Kugeln sind an mir vorüber geflogen. Ich dagegen habe immer getroffen: den Mann, die Frau das Kind. Eigentlich waren die zwei ja nicht nötig, aber was laufen die Menschen auch gleich zusammen und schreien: „Haltet den Dieb!“ Sie sollten einen ordentlichen Eindrehler nicht fürchten!“

Er lauerte sich noch mehr zusammen und sah sich um. Die Sonne begann schräg zu scheinen und ein Strahl fiel auf das graue Dach und auf einige Luftschichte, die ihre Schornsteine weit hinausstreckten. „Hierher können sie nicht kommen!“ dachte der Eindrehler weiter. Er lud seinen Revolver von neuem und rutschte der Dachrinne näher. „Wenn sie kommen, bin ich wieder unten. Kletterte ich zu Hause nicht auf die höchsten Bäume?“

„Zu Hause —“ Der Eindrehler wiederholte das Wort für sich. Lange hatte er nicht an zu Hause gedacht, an die kleine, bebauete Stadt, die Eltern mit dem bescheidenen Lächeln, der weinlichen Ehrlichkeit. Sie sollten beide noch leben, von ihm wurde natürlich nicht gesprochen. Klimodisch, wie sie waren. Er hätte auch keine Zeit für sie gehabt, man muß leben — was war das? Anade da irgend etwas? Hob sich das Dach? Kam dort ein Kopf? der Eindrehler hob den Revolver und schob. Im selben Augenblick traf ihn die Kugel in den Kopf und er rollte vom Dach in den Hof.

Der zweite Eindrehler ließ auch. Viel noch schneller, hielt sich nicht mit Schießen auf. Er wählte ein leeres Haus, einen Garten, mit einem Häuschen darin. Zweimal hatte er dort schon ge-

schlafen und niemand hatte es bemerkt. Während er schlief, überlegte er sich, was er mit dem Frisch machen, der immer so heimlichste Pläne hatte und ihm nachher nichts Ordentliches abgab. Aber er selbst konnte sich nie etwas ausdenken, und Frisch hatte einen Plan nach dem andern. Gestern hatten sie die Fenster in der reichen Villa angebohrt, viel Silberzeug gefunden, und es versteckt. Beim Zurechtlegen mußte viel Geld sein, Frisch hatte beobachtet, wie der Amerikaner mit einer dicken Geldtasche hineingegangen war. Heute war das nun nichts gewesen, morgen würde es schon besser gehen. — Dieser zweite Einbrecher ging jetzt langsam. Man hatte ihn wohl zuerst verhaftet, nun war er der Sipo entflohen. Diese Straßen hier waren fast menschenleer, man konnte sich eine Zigarette anzünden und gleichmäßig weiter schlendern, vielleicht noch in irgendein Cafe gehen und einige Heberzieder stellen. Die Leute standen hier vor den Türen oder verkauften in ihren Läden. Fast kleinstädtisch war es hier; wenn nicht die Straßenbahn an ihm vorübergefahren wäre, könnte man denken, in irgendeinem Nest zu sein.

„Sie sind verhaftet!“ sagte eine scharfe Stimme neben ihm. Er riß den Revolver aus der Tasche, vier eiserne Hände griffen nach seinem Arm. Wie ein Kal wand er sich, bekam die Hände frei, schob und sank mit einem Schrei zusammen. Die Kugel war ihm selbst in den Leib gefahren. Er lag ganz still. Wachte er sich? Er wußte es nicht recht. Der Wachtmeister beugte sich über ihn: „Ich dachte es schon, daß wir ihn mit der Straßenbahn einholen würden.“

„Der ist wohl hinüber!“ meinte ein anderer jüngerer Sipomann, während er dem Bewunderten den Revolver aus der Kampfstoff geschlossenen Hand löste.

„Öffentlich kann er uns noch allerlei erzählen, bis er auf immer still wird!“ erwiderte der Wachtmeister. Die Leute leiteten den Sterbenden in einen kleinen Vorgarten, in dem blaue Hortensien blühten. Die Söhne schien hell auf sie und er kreuzte „Willst du noch was sagen?“

„Nein —“ murmelte der Geiragte mit Anstrengung. „Ich an ihnen. Wieder beugte sich der junge Sipomann über ihn. „Du meinst deinen Kameraden? Der ist schon tot.“

„Tot —“ Der Sterbende öffnete die Augen weit. War er traurig oder zufrieden? Niemand konnte es sagen.

Aus der Krankenwagen kam, um den Sterbenden zu noten, verließen sich die Menschen, die sich vor dem Götlichen angesammelt hatten. Meistens waren es Kinder, und ein kleines Mädchen sah sehnsüchtig nach den blauen Hortensien. Aber sie wagte nicht, eine zu pflücken, obwohl ihr niemand dies verwehrt hätte. Im Gemüseladen sprachen die Käufer noch eine Weile über das Erlebnis, während der Händler bedächtig Obst abwog.

„Deututage darf man sich um so was nicht aufregen!“ sagte er. „Dann hätte man nichts mehr von seinem Leben!“

Niemand antwortete ihm, aber er hatte wohl recht. Deututage darf man sich nicht um ein Menschenleben aufregen. Sonst hat man keinen Spoh mehr am eigenen Dasein.

Buntes Allerlei

p. Ohne Herz. Aus Amerika wird von einem Versuch eines Biophysikers berichtet, Professor D. S. Gibbs von der Dalhousie-Universität, gelang es, eine Ratze „lebendig“ zu erhalten, der er das Herz herausgenommen hatte! Das wurde dadurch ermöglicht, daß er ihr statt des fehlenden Organs eine Pumpe einsetzte, die er so in regelmäßigen Gang brachte, daß sie den Blutumschlag im Körper besorgen konnte. Das Tierchen vermochte dann allerhand Bewegungen auszuführen und es erschien lebendig, während man es doch als „tot“ bezeichnen mußte, da ihm das Herz fehlte, das man als unerlässliches Organ eines lebenden Wesens betrachtet.

p. Ein amerikanischer Hundefriedhof. Nahe bei New-York, in herrlicher Villengegend, sieht man plötzlich vor einem wundervoll gepflegten Friedhof mit blumengeschmückten Gräbern und prächtigen Gedenksteinen aus Marmor und Granit. Dem Fremden fallen zunächst die seltsamen Kofenamen auf den Denkmälern auf, die etwas ungewöhnlich anmuten und er wird gewahr, daß hier nicht Menschen, sondern Hunde begraben liegen. Allerdings sind es nur solche, die sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Besitzer waren, denn alles zeugt von deren Wohlhabenheit

und läßt erraten, wie ein beneidenswertes Dasein diese Vierfüßler im Leben geführt haben. Man sieht überall, daß Geld bei diesen trauernden Hinterbliebenen keine Rolle spielt — zwei Hunde dürfen sogar in einem kostbaren Mausoleum ruhen, das 40 000 Dollar gekostet haben soll! Die zärtlichsten Verse sind auf den Denkmälern eingemeißelt und zeugen von den hohen Verdiensten, die sich diese treuen Seelen erworben haben. Unwillkürlich schweifen die Gedanken zum nahen Kinderfriedhof mit so manchem ungepflegten, verfallenen Kindergrab und vor allem zu dem verwahrlosten Selbstmörderfriedhof. Man fragt sich, ob mit all diesem Reichtum nicht auch menschliches Elend hätte gelindert werden können, ob ein Teil dieser Liebe nicht Menschen vor dem Selbstmord hätte retten können? Aber auf seinem Spaziergang über den Friedhof kommt man an ein Denkmal, auf dem man liest: „Je genauer ich die Menschen kennen lernte, um so mehr liebte ich meinen Hund!“ und diese Worte geben zu denken!

p. Elektrische Rattenfalle. In Serajewo ersann ein Elektromechaniker eine ganz neue Methode zur Rattenvertilgung. Er erkundete die Schlupfwinkel dieser Tiere und stellte davor zwei mit elektrischem Strom geladene Metallplatten auf. Kam die Ratte hervor, so mußte sie die Platten berühren und wurde getötet. Der elektrische Strom darf natürlich nicht stark genug sein, um den Menschen gefährlich werden zu können. Da zahlreiche Versuche dem Erfinder schon geglückt sind, wird er seine elektrische Rattenfalle zum Patent anmelden.

p. Ragensteuer in Dresden. Das Steueramt schlug die Einführung einer Ragensteuer mit Wirkung vom 1. April 1930, weiter die Erhöhung der Hundesteuer und Aenderung der Schankerlaubnissteuer vor. Der Ertrag der Ragensteuer wird auf 300 000 Mark, der Mehrertrag der beiden anderen Steuererhöhungen auf 200 000 Mark berechnet. Der Rat genehmigte in seiner Sitzung diesen Nachtrag zur Gemeindesteuerordnung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Ludwig Laut. Druck und Verlag der W. Rieker'schen Buchdruckerei, Altensteig.

Egenhausen.

Dankjagung.



Für alle Liebe die meine liebe Gattin, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Anna Maria Steeb

geb. Rothfuß

während ihrer Leidenszeit erfahren durfte, für die treue Pflege der Krankenschwester, sowie für alle uns anlässlich des Hinscheidens gewordene Teilnahme, für die Begleitung zu ihrer letzten Ruhestätte, die trostreichen Worte des Herrn Pfarrers, sowie für den erhebenden Gesang des Gesangsvereins sagen herzlichsten Dank

die trauernden Hinterbliebenen.

Schützendorf! Pepsin-Wein

ärztlich empfohlen, das Beste für den Magen, appetitanregend verdauungsfördernd.

Verkaufspreise:

ca. 1/2 Liter,	1/3 Liter,	1/4 Liter,	1/5 Liter]
Mk. 4.75	3.50,	2.20,	1.25

Alleinverkauf: Herm. Lent, Bäckerei, Poststraße.

Glücksucher

der fesselnde neue Roman von Paul Steinmüller erscheint im ersten Heft des neuen Jahres in Westermanns Monatsheften

Die besten Romane, die kulturell hochstehenden Beiträge aus Literatur, Kunst und Sport, die vielen hervorragenden Kunstbeilagen und Illustrationen machen Westermanns Monatshefte zur ersten Monatshefte.

Das Jahreshaft mit dem Beginn des neuen Romans von Paul Steinmüller ist in jeder Buchhandlung, für 12.00 Mk. zu haben. Ein früher erschienenen Heft gegen Einsendung von 10 Pf. an den Verlag von Westermanns Monatsheften, Braunschweig, wird Ihnen unentgeltlich geliefert, damit Sie sich von der Schönheit und Reichhaltigkeit überzeugen können.



Zu beziehen durch die W. Rieker'sche Buchhandlung, Altensteig.



ohne Füllappretur!
Für wohlgnädige Frau,
es ist Hausfrauenstück

TREFFER

Dann bitte ich um diese Ware!

Alleinverkauf für Altensteig und Umgebung

Reinhold Hayer

Lassen Sie sich unverbindlich gewaschene Proben zeigen Sie werden überrascht sein.

Genüßlich 6-15 Uhr

Hypothekengelder

zur 1. und 2. Stelle sofort auszahlbar durch

Aiber & Co. G.m.b.H. Stuttgart

Preislichstraße 68 / Telefon 21401/2

NB. Schätzungsurkunden sind vorzulegen

Verlobungs- und Hochzeits-Karten

fertigt rasch und sauber die

W. Rieker'sche Buchdruckerei
Altensteig.

Dankjagung.

Athlas, Nicht- und Rheumatismsstrafen

teile ich gern gegen 15 Pfg. Rückporto sonst kostenfrei mit, wie ich vor 4 Jahren von meinem schweren Athlas- und Rheumaleiden in ganz kurzer Zeit befreit wurde.

Stieling
Kantinenpächter
Gürtel-Nr. 537

EISU- Stahl- Betten

Schlafzimmer, Kinderbett, Paletten, Stahlmattressen, Chaiselongues an Private, Katalog Katalog fr. Eisenmöbelfabrik Stahl (Thür.)

Bettmöbilen

sofortige Abhilfe. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst.

Dr. med. E. Endbach,
München 115, Bayerstr. 35/II



Kropf

leidende, die eine erfolgreiche Behandlung ohne Operation u. ohne Arbeitsunterbrechung wünschen, wenden sich an das altbekannte Privat-Institut für operationslose Kropfheilung R. Meier, München 8, Nußbaumstr. 30. Ausführliche Aufklärung geg. Mk. 1.— in Briefen.

Three



Seschnacksnerven

werden auch beim Rauchen nicht abgestumpft. Sie beseitigen mit 1 bis 2 Kaiser's Brust-Caramellen den unangenehmen Nikotingeschmack, verhüten rauchen Hals und kräftigen Ihre Sprechorgane. Bei Husten, Heiserkeit und Katarrh sind sie das rasch und sicher wirkende Mittel. Mehr als 15 000 Zeugnisse.

Beutel 40 Pfg. Dose 90 Pfg. Nehmen Sie nur

Kaiser's Brust-Caramellen

mit den 3 Tannen

Zu haben in Apotheken, Drogerien u. Kolonialwarenhandlungen u. wo Plakate sichtbar, in Egenhausen bei Wfr. Kuchler.

Alte Maschinen

aller Art

sowie

Alteisen aller Art

kauft ständig

A. Breuning, Nagold
Telefon 109

Empfehle

Ia. Spezial Mullmehl

Weizenauszugsmehl „Neckargold“ in 5 u. 10 Pfd.-Säck., Brotmehl, Futtermehl, Kleie, Leinmehl, Mais- und Weizenmehl, Sojafrot, Erdnußmehl, Weizen und Gerste, Plata-Haber, Torfmelasse, Malzkeime, Fischmehl, Kälbermehl, Speise- und Viehfalz, Darmmalz für Brenner, Futterkalk

Künstliche Düngemittel.

Ferner bringe mein **Weinlager** in empfehlende Erinnerung.

W. Schnierle, Altensteig